

# Good- bye

An illustration in a reddish-orange color showing two figures on a bicycle wheel. One figure is crouched on the left side of the wheel, and the other is sitting on the right side. The wheel is positioned between the 'o' and 'd' of the word 'Good-'.

Good-  
bye

# Bismarck

Roman

S.U. Bart

Plöttner Verlag





**S. U. Bart**  
**Goodbye Bismarck**

Plöttner Verlag  
|| ||| | |||



## 5. KAPITEL. VORHER DREI.

Es ist Mitte Juni. In Italien hat vor einer Woche die Fußballweltmeisterschaft begonnen. Unterdessen informiert sich Ulrich Held im allgemeinen Vorlesungsverzeichnis der Universität Hamburg darüber, wann sein Vater Vorlesungen hält, damit er seine Mutter besuchen kann, ohne ihn anzutreffen. Er besucht seine Mutter ungefähr drei- oder viermal im Jahr, und er besucht sie immer dann, wenn er weiß, dass der Vater mit Sicherheit nicht zu Hause ist. Das Haus von Ulrichs Eltern ist ein bescheidenes Häuschen mit einem Gärtchen am Leinpfad. Und während nun also der Herr Professor Heinrich Held am Katheder steht und die Elite des Landes wirtschaftlich bildet, damit sie den Umbruch im Osten sinnvoll zu nutzen verstehe, radelt Ulrich Held den Leinpfad hinauf, um seine Mutter zu besuchen. Zu seiner Linken wiegt sich das Wasser im Alsterkanal und spiegelt schaukelnd die Sonne, zur Rechten stehen sehr schöne Häuser, die allesamt überaus gepflegt sind. Ulrich fährt im frischen Schatten alter Bäume dahin. Der Leinpfad ist eine Anwohnerstraße. Die Mutter freut sich wie immer, kocht exzellenten Kaffee, füttert Ulrich mit exzellentem, selbst gebackenen Kuchen, nimm doch noch ein Stück!, und fragt, ob er Geld brauche. Sie sorgt sich grundsätzlich um ihn und leidet außerdem unter dem Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn. Wie jedes Mal lehnt Ulrich die Bitte, dem Vater entgegenzukommen, ab und verneint mit einem stummen Kopfschütteln die vorsichtig angedeutete Frage nach einer Frau. Er beruhigt seine Mutter, es gehe ihm gut, Geld brauche er keines, wirklich nicht Mama, jetzt hör doch auf!, ich hab doch alles, was ich brauche. Und dann, wie immer außer im Winter, stellt Ulrich ihr Fragen zum Garten. Margarete Held bestellt ihren Garten mit Hingabe und in Dankbarkeit für die göttliche Schöpfung. Und wie immer außer im Winter geht Ulrich mit ihr durch den ganzen Garten und lässt sich alles zeigen und hört sich alles über jedes Grashälmmchen an. Wenn man das fromme Gedöns abzieht, ist es gar nicht uninteressant, die Mutter versteht wirklich etwas von Pflanzen. Sie zieht vielerlei Kräuter, Obst

und Gemüse, die unter ihren wissenden Händen und dem erbetenen Segen prächtig blühen und gedeihen. Selbstverständlich darf, oder soll man sagen „muss“, Ulrich immer einiges mitnehmen. Diesmal gibt es Feldsalat, Mangold, Tomaten, Kirschen und Erdbeeren, und alles wird gemeinschaftlich geerntet und in Stofftragetaschen verpackt, die Margarete Held wieder zurück haben möchte, aber die Ulrich erst beim nächsten Besuch mitbringen wird, um sie gefüllt wieder nach Hause zu nehmen. Am Ende, als er sich aufmachen will, fragte er sie noch, du, kann ich mir ein Quittengelee mitnehmen?

Aber natürlich, freut sie sich, nimm doch gleich zwei oder drei Gläser, es ist ja genug da.

Ulrich Held geht in den Keller, packt vier Gläser Quittengelee ein und steigt dann nicht wieder die Treppe hinauf, sondern huscht erst noch den Flur entlang. Auf der rechten Seite steht ein Kellerregal, auf dem ganz oben uralte, löchrige Gummistiefel stehen, und es ist wirklich vollkommen irrational, aber im linken Stiefel verwahren die Hells ihre Ersatzschlüssel fürs Haus. Die angelt Ulrich sich zügig heraus, und dann huscht er zur Treppe zurück, geht nach oben, lobt das Quittengelee, sagt auch, dass er sich vier Gläser genommen habe statt drei, verabschiedet sich mit einem flüchtigen Kuss auf die magere, faltige Wange im Muttergesicht und fährt wieder zurück nach St. Pauli.

Jens Dikupp ist auch nicht faul. Nach Feierabend sitzt er am Schreibtisch und rechnet. Er ist ausnahmsweise allein in der Wohnung. Karl übernachtet bei einem Kindergartenkumpel, und Susanne ist mit einer Freundin in die Frauenkneipe gegangen, wo sie beim Eintreten zwar kurz von den Lesben abgecheckt wird, aber dann ihre Ruhe hat, vor Männern und Fußball und der ganzen Welt und leider auch meistens vor der Bedienung. Zu Hause hat Jens zahlreiche Kopien von Fotos aus Kathrins Unterlagen vor sich ausgebreitet, legt den Zollstock an und rechnet. Es stellt sich heraus, dass der waagrechte Umfang des Kopfes gerundet fünf zwanzig ist. Diese Zahl wird Ulrich zum Nähen brauchen. Auf den Firlefanz mit der Zeltstange kann man jedenfalls

verzichten, und auf die Trockenübung in der Werkstatt auch. Jens mit seinen Orang-Utan-Armen könnte ja fast, wenn er vor dem Kopf stehen würde, den Bismarck gleichzeitig an beiden Ohrläppchen ziehen, den Schlingel. Nicht ganz, es fehlt ihm doch auf jeder Seite ein guter halber Meter. Nüchtern betrachtet ist es unvernünftig, zu zweit auf das Denkmal zu gehen. Aber wenn er, auf Bismarcks Schulter stehend, alleine den Sack über den Kopf ziehen würde, dann würde der Sack am Ohr auf der anderen Seite hängen bleiben. Da kommt er wirklich nicht ran, da muss Ulrich mit anfassen. Der soll jetzt mal flott mit dem Stoff in die Puschen kommen, damit man anfangen kann.

Bei Ulrich Held klingelt der Wecker. Ulrich liegt angezogen auf dem Bett, es ist halb zwei Uhr nachts. Er hat sich schon um zehn hingelegt und schläft nur ganz flach. Sofort ist er hellwach, springt aus dem Bett, zieht Turnschuhe an, schnappt sich die Schlüssel, federt die Treppen runter, schwingt sich aufs Rad und fährt zu seinem Laden in die Taubenstraße. Dort hängt er in Windeseile dem Fahrrad einen Fahrradanhänger an, die Kupplung dafür hat er erst vorgestern angebaut. Und dann tritt er mit aller Kraft in die Pedale. Er muss sich beeilen, bald wird es wieder hell. Er nimmt den schnellsten Weg über die Glacischaussee zum Dammtorbahnhof hinunter, die Rothenbaumchaussee schnurgrad hinauf bis zum Klosterstern, der frische nächtliche Fahrtwind kühlt seine Stirn, rechts in die Benedictstraße und dann ist er fast schon da. Das Fahrrad mit dem Anhänger lässt er unabgeschlossen vor dem Elternhaus stehen. Langsam und vorsichtig schiebt er den Ersatzschlüssel, den er am Abend noch gereinigt, geölt und mit einem trockenen Tuch wieder abgerieben hat, ins Schloss und öffnet die Tür. Er tritt ein und dreht sich um und schließt die Tür so leise es geht und macht alles in einer einzigen fließenden Bewegung. Dann bleibt er kurz stehen und lässt die Augen sich an die Dunkelheit gewöhnen. Er hört seinen Vater schnarchen. Heinrich Held schnarcht gleichmäßig, tief und sehr laut. Ulrich macht sich leicht und schleicht im Dunkeln die Treppe hinauf. Seine Muskeln sind angespannt, kaum berühren die Füße den Boden. Die vierte Stufe übersteigt er, weil sie knarrt. Vor der elterlichen

Schlafzimmertür bleibt er stehen und atmet einmal tief durch. Wie kann die Mutter bei so einem Lärm schlafen? Wer sagt, dass sie schläft? Was macht er, wenn jetzt einer aufwacht. Aufwachen gibts nicht. Weiter. Er macht sich noch leichter, er tritt kaum mehr auf, wie er auf der hölzernen Treppe nach oben auf den Dachboden geht. Ganz langsam lässt er bei jedem Schritt das Gewicht in den Fuß hineinsinken, damit er ihn zur Not sofort zurückziehen kann, weil er bei dieser Treppe nicht mehr weiß, wo es knarrt und wo nicht. Fast ohne Geräusche gelangt er nach oben und öffnet die Tür des Bodens. Und auf dieselbe Art und Weise, aber jetzt noch konzentrierter und angespannter, bewegt er sich hinüber in die gegenüberliegende Ecke des Raums. Dass die Eltern aber auch direkt unter ihm liegen müssen. Das Schnarchen des Vaters dringt gedämpft durch die Fußbodenritzen. Durch die Dachluke fällt schwaches nächtliches Licht herein und wirft ein helles Rechteck auf den Boden. Kisten und Möbel, sehr gute Möbel, die nicht mehr benutzt werden, aufgerollte Teppiche und Kleiderschränke, in denen die Woll- und Pelzmäntel für den Winter hängen, ein Kronleuchter, Stapel von wissenschaftlichen Fachzeitschriften, Batterien leerer Einmachgläser und nicht zuletzt die von Ulrich damals verschmähte und nicht ein einziges Mal angerührte Spielzeugeisenbahn, der sich dann allen Ernstes der Herr Professor mit Inbrunst gewidmet hatte, all dies ist in mäßiger Ordnung im Raum verteilt. Es würde Ulrich ausnehmend gut gefallen, den ganzen Plunder, mit Ausnahme der Einmachgläser, in einem großen Feuer verbrennen zu sehen. Vor ihm aber liegen, des Staubes wegen unter einer Plastikplane, 50 unberührte Ballen hochwertigen weißen Baumwollstoffs in verschiedenen Breiten und Qualitäten. Der saarländische Urgroßvater von Ulrichs Mutter hatte eine Baumwollspinnerei betrieben und unter Bismarck einen traumhaften Aufschwung erlebt. Sein Enkel hat sich aber nicht mehr halten können, mit Stahl wäre er besser dran gewesen zu seiner Zeit. Jedenfalls haben die Frauen der Familie, vielleicht auch, weil es für sie günstig war, das Material gehortet und weitervererbt. Die Aussteuer fürs Weißzeug, gewebt aus ihrem „eigenen“ Garn. Ulrich fasst verschiedene Stoffe an, reibt sie zwischen Zeigefinger und Daumen und zieht an ihnen in verschiedene Richtun-

gen. Er entscheidet sich für einen der größeren Ballen. Das ist ein solider Stoff von etwa einsechzig Breite. Er muss so, dass man direkt unter ihm nichts davon hört, eine Kiste und zwei Stühle zur Seite räumen, damit er ihn herausziehen kann. Er schwitzt. Er zieht den Ballen heraus. Die Ballen, die über ihm liegen, sind verdammt schwer, und der Stoff hat Reibung. Nach ein paar kräftigen Rucken und einigem Gezerre hat er ihn in der Hand und stellt ihn hochkant ab. Und jetzt die zwei Stühle und die Kiste lautlos zurück, und dann das ganze retour mit der Last. Der Ballen ist schwerer, als man denkt. Als Ulrich den Fuß auf die zweite Stufe der obersten Treppe setzt, scheint Licht auf und geht die Badezimmertür. Der Vater schnarcht nach wie vor. Die Mutter geht aufs Klo. Ulrich Held ist froh, dass sie das nicht eine halbe Minute später tut. Er setzt sich auf die Treppe und wartet.

Als die Mutter wieder im Schlafzimmer ist, stellt sich für Ulrich die Frage, wie lang sie zum Einschlafen braucht, ob sie überhaupt einschlafen wird, ob er, falls sie nicht einschläft, unbemerkt das Haus verlassen kann. Wenn man nachts wachliegt, hört man ja alles ganz deutlich, und natürlich kennt sie die Geräusche des Hauses. Er will aber auch möglichst schnell los, je später es wird, umso heller wird es auch, und umso mehr Leute sind auf den Straßen. Er überlegt hin und her und merkt, dass er damit nicht weiterkommt. Er will aufstehen, lässt sich sofort wieder sinken und wartet noch ein bisschen. Er hat überhaupt kein Zeitgefühl mehr. Aber dann geht er los, denn etwas anderes bleibt ihm auch gar nicht übrig. Er strengt sich furchtbar an, so lautlos wie möglich zu sein. Als er kurz vor der Haustüre ist, hört plötzlich das Schnarchen des Vaters auf, und das untere Ende des Stoffballens streift eine auf dem Boden stehende Vase. Die Vase fällt um. Es ist ein riesen Glück, dass die Vase nicht bricht, wenn auch der Aufschlag des Glases auf dem Parkett in Ulrichs Ohren grauenhaft dröhnt. Die Vase liegt auf dem Boden, das Wasser läuft heraus, die Sonnenblumen, mit den Stielen noch in der Vase, liegen in der größer werdenden Lache. Ulrich hält inne. Seine Sinne arbeiten präzise und fokussiert. Die Gefahr macht, dass er ganz bei sich ist, wie auf dem Hochseil im Zirkus. Er lauscht. Es

tut sich nichts. Er stellt die Vase auf. Er rollt etwas Stoff von dem Ballen ab und legt ihn aufs Wasser. Er spürt das Blut in seinen Schläfen pumpen. Die Eltern können durchaus etwas gehört haben, können weiter angestrengt horchen und jeden Augenblick herunter kommen. Er muss mehr Stoff abrollen, das Wasser aufnehmen, den Boden der Vase trocknen, den Stoff wieder notdürftig aufwickeln. Halt, wenn er wirklich unbemerkt bleiben will, muss er Wasser in die Vase nachgießen, sonst lassen die Blumen morgen früh verräterisch die Köpfe hängen. Auf Zehenspitzen geht er mit der Vase in die Küche, gießt Wasser nach und bringt die Vase zurück an ihren Platz. Als er endlich bei seinem Fahrrad ist, schlägt er den Ballen in die Decke ein, die er dafür mitgebracht hat, und dann fährt er los. Der Himmel ist bewölkt, die Dämmerung setzt ein, alles ist zwielicht und grau. Beim Losfahren dreht er sich noch einmal um und schaut zurück. Im Fenster über dem Ginster steht die Mutter. Sie trägt ein helles Nachthemd und winkt. Oder täuscht er sich? Die Fensterscheibe spiegelt, und bei diesem dunklen Dämmerlicht weiß man nicht recht.

Er fährt denselben Weg zurück, den er gekommen ist, und er gibt Gas. Beim Völkerkundemuseum in der Rothenbaumchaussee holt ihn die Angst vor dem Entdecktwerden ein, die er im Elternhaus so vorbildlich gemeistert und gedeckelt hat. Sie überfällt seinen Magen und zieht hoch bis zur Gurgel, verdammt, hat nun die Mutter im Fenster gestanden oder nicht? Dieses Dämmerlicht ist irreführend. Und wenn bloß der Wasserfleck bis morgen trocken ist. Der schnarchende Vater, widerlich, der alte Sack, wieso hat der nicht bis zum Ende durchschnarchen können. Die Treppe zum Boden. Das ganze elende Gerümpel. Dass die Mutter aufs Klo muss. Wäre die bloß eine halbe Minute später gegangen, er wäre ihr direkt in die Arme gelaufen. Wie die sich erschrocken hätte, entsetzlich. Dass sie im Fenster stand, war bestimmt eine Täuschung. Die Vase. Nicht auszudenken. Wie diese ganz billigen Gags im Zirkus, bei denen garantiert alle lachen. Und wie absurd laut der Aufschlag in die Stille krachte. Haben die Eltern wirklich nichts gehört? Er hat den Stoff, das ist die Hauptsache.

Am Millerntorplatz muss er an der Ampel halten. Nicht, dass er wegen einer roten Ampel halten würde, es kommen Autos. Er schaut links runter auf den Verkehr und wartet darauf, dass die Straße frei wird. Er denkt, dass er's gleich hat, er muss nur noch den Ballen in die Wohnung bringen, den Anhänger zurück in den Laden, und dann, da freut er sich riesig drauf, das hat er redlich verdient, wird er sich zu Hause einen Teelöffel nehmen, sich an den Küchentisch setzen, ein Glas ..., und in diesem Augenblick spürt er den Schlag. Ein Aufprall. Etwas ist von rechts gegen den Anhänger gestoßen. Er fährt herum. Eine Radfahrerin ist frontal in den Anhänger gefahren, und das, wo er still steht. Ist aber gar nicht so schlimm, sie war schon im Bremsen begriffen, hat kaum noch Tempo drauf gehabt, nichts ist passiert. Es ist die Frau mit den Grübchen. Sie hängt über dem Lenker und hat einen leichten Schwips. Sie richtet sich auf und kommt aus dem Lächeln gar nicht mehr raus, ihre Grübchen tanzen Tango. Sie entschuldigt sich und kichert. Ulrich Held ist überfordert. Wieso ausgerechnet jetzt. Kann die nicht zu einer anderen Zeit in ihn reinfahren? Über ihm reißen die Wolken auf und lassen das Blaue durch, vom Osten her wird es heller. Er spricht mit ihr, bei dir alles okay? Sie schaut ihm in die Augen und glaubt, dass bei ihr alles okay ist, und bei ihm? Er will, dass das Gespräch nie aufhört, du sag mal, wir kennen uns doch. Aber das Gespräch muss sofort beendet werden. Sofort! Er ist in konspirativer Mission unterwegs. Was hast'n da?, fragt sie arglos und neugierig und zeigt auf den Ballen. Sie ist beschwingt und unternehmungslustig und hüllt Ulrich in eine Wolke aus Wonnegefühl und Verheißung. Das ist zum Verrücktwerden. Jetzt ist er da, dieser seltene, kostbare Augenblick, in dem nichts naheliegender und natürlicher ist, als „Was hält'n du davon, wenn wir jetzt noch ...“ zu sagen, und dann gemeinsam etwas zu tun, bei dem sich alles wie von selbst ergibt. Aber das geht nicht. Im Anhänger liegt der Ballen, Jens würde ihn lynchen. Ulrich Held bringt kein Wort heraus. Die Frau mit den Grübchen sieht ihn abwartend an, und dann nickt sie und verabschiedet sich mit einem hinreißenden Lächeln, ich fahr dann mal weiter, Tschüss, und macht beim „Tschüss“ einen Mund wie zum Küssen, und schon ist sie weg. Ulrich Held schlägt mit der geballten Faust auf

den Lenker und tut sich dabei weh. Scheißescheißescheiße! Er hat sie nicht einmal nach ihrem Namen gefragt.

Als er endlich alles erledigt hat, setzt er sich sofort an den Küchentisch. Er öffnet ein Glas Quittengelee, sticht mit dem Teelöffel hinein und lässt mit geschlossenen Augen den ersten Mund voll auf der Zunge zergehen. Das Quittengelee von Margarete Held ist legendär. Ulrich löffelt ein ganzes Glas aus.

Jens Dikupp ist unglücklich darüber, dass Ulrich Held den Sack für die Maske erst eine Woche später macht. Sind doch nur schnurgra-de Nähte, da ist doch nichts dabei. Die Einheit kann jetzt schneller kommen, als man kucken kann. Schon wird in der Volkskammer der Antrag auf Beitritt zur Bundesrepublik nach Artikel 23 Grundgesetz gestellt, und der Antrag lautet auf sofort und unverzüglich. Der Antrag wird rundweg abgelehnt, er sei unrealistisch. Aber Jens Dikupp möchte nicht überrascht werden, sondern vorbereitet sein, und er weiß aus seinen Erfahrungen im Tischlerei-Kollektiv, dass man am Ende doch selber bestimmt, was Realität, was realistisch ist, und was nicht. Ulrich Held jedoch bestimmt erst einmal, dass er ausschläft nach seiner nächtlichen Expedition. Und dann muss er Fahrräder reparieren, die machen das immer noch nicht von selber, und im Sommer läuft das Geschäft naturgemäß am Besten. Jetzt steigen auch die Sonntagsfahrradfahrer aufs Rad, denen fällt jetzt plötzlich ein, lass uns doch mit dem Rad durch den alten Elbtunnel rüber ins Alte Land, bei dem Wetter! Vor allem die Frauen stehen Schlange bei ihm wie sonst nie. Sie wollen was zusammen mit dem Fahrrad unternehmen, während die Männer Fußball kucken. Ulrich Held muss also erst einmal schlafen, dann Schläuche flicken, Speichen wechseln, Ritzel austauschen, Schaltaugen einsetzen, Bremsbacken erneuern, Laufräder zentrieren, Dynamos anbringen, Ketten spannen, Schaltungen justieren, Rechnungen stellen, Ersatzteile einkaufen und muss zwischendurch auch noch gewissen Kunden, die ebenso wissbegierig wie begriffsstutzig sind, den Freilauf erklären.

Da kann Jens Dikupp nichts machen. Er ist inzwischen soweit, dass er „Birne“ sehr überzeugend zeichnen kann. In den vergangenen Wochen hat er jeden Abend, wenn die anderen endlich im Bett waren und schliefen, am Schreibtisch gesessen und geübt. Es musste ja heimlich geschehen, und das Gesicht von Susanne hätte er nicht sehen mögen, wenn die ihm dabei über die Schulter geschaut hätte, gehst du jetzt unter die Künstler? Immer ist alles gut gegangen, bloß einmal stand plötzlich Karl in der Tür, du Papa, ich kann nicht schlafen. Jens Dikupp war heilfroh, dass Karl nicht bis zum Schreibtisch rüber kam, sondern in der Tür stehen blieb. Er stand also sofort auf, ging zu seinem Sohn, hockte sich vor ihn hin, strich ihm über den Kopf und sagte, schau mal, wir machen jetzt folgendes, du legst dich ins Bett, und ich setz mich dazu und erzähl dir eine Geschichte. Wie findest du das?

Eine Geschichte von Papa erzählt, das gabs nicht alle Tage. Karl nahm sofort seinen Vater an der Hand und führte ihn in sein Zimmer und Jens Dikupp fing an zu erzählen. Er erzählte von dem Jungen, der es über alles liebte, in der Nacht, wenn die anderen schliefen, wach zu sein. Warum liebte der das?, fragte Karl. Jens erklärte, dass der Junge dann das Gefühl hatte, die Nacht gehöre ihm. Niemand konnte ihn zwingen, sein Spielzeug aufzuräumen, kein anderes Kind konnte ihn ärgern, und doch, falls er sich ängstigen würde, könnte er jederzeit die Eltern aufwecken. Außerdem mochte er die nächtliche Stille mit den interessanten kleinen Geräuschen. Deshalb gab sich der Junge die größte Mühe, bloß ja nicht einzuschlafen. Das war allerdings furchtbar schwierig, weil die Eltern ihm immer Gute-Nacht-Geschichten erzählten, und das Problem war, dass diese Geschichten entsetzlich langweilig waren. Auch waren die Eltern nicht sehr gut im Erzählen. In ihren langweiligen Geschichten waren immer langweilige Jungs und langweilige Mädchen und machten andauernd langweilige Sachen und sagten langweilige Sätze, und das war alles so sterbenslangweilig, dass man vor Langeweile einschlief. Und deshalb musste der arme Junge wie verrückt gegen das Einschlafen ankämpfen. Er strengte sich furchtbar an, überhaupt nicht hinzuhören, wenn die Mutter oder der Vater diese grässlich langweiligen Geschichten erzählten. Er sagte sich dann in Gedanken

unablässig vor, ich will nicht einschlafen, ich will nicht einschlafen, ich will nicht einschlafen. Und da hörte Jens die gleichmäßigen Atemzüge des Kindes. Er dachte, dass er so etwas eigentlich öfter machen müsse und ging zurück an den Schreibtisch.

Dort hat er Butterbrotpapier auf Kohlkarikaturen gelegt, die er aus Zeitungen ausgeschnitten hat, und ist dann die Linien mit einem weichen Bleistift nachgefahren. Später hat er es freihand versucht. Die ersten Exemplare waren wirklich schlecht. Technische Skizzen, ja gut, die kann er natürlich aus dem Effeff. Eine Karikatur ist freilich etwas ganz Anderes. Man muss da etwas treffen. Nun ist zwar die karikaturistische Helmut-Kohl-Ikonografie nach acht Jahren Kanzlerschaft gut entwickelt und ausgereift, und im Grunde braucht es bloß eine Birne mit Brille, damit jeder weiß wer gemeint ist. Aber nicht jede Birne mit Brille sieht aus wie der Kanzler. Jens Dikupp möchte schon, dass der Kanzler persönlich erkennbar ist. Man stelle sich bloß vor, es prange nachher auf dem Bismarck eine mittelmäßige oder gar schlechte Karikatur. Das sähe aus wie Spaxschrauben in Rosenholz furnier und kommt nicht in die Tüte. Er hat also ganz stur ein Kohlgesicht nach dem anderen gezeichnet, und allmählich sind sie besser geworden und er hat gemerkt, worauf es ankommt. Auf dem Stoff wird er mit Bleistift vorzeichnen.

Die Woche nach der Beschaffung des Stoffs für die Maske vergeht wie im Flug. In Italien kickt sich die Mannschaft der Bundesrepublik Deutschland nach vorn; im Osten wird neben vielem Anderem über die Modalitäten des Schwangerschaftsabbruchs und ungeklärte Vermögensfragen im Beitrittsgebiet debattiert; in Magdeburg wird Inge Viett verhaftet; durch den alten Elbtunnel fahren Leute mit dem Rad hinüber ins Alte Land; in der Taubenstraße, in seinem Laden, macht Ulrich Held Überstunden. Und dann holt er endlich seine Nähmaschine raus. Sie muss nur ein bisschen geölt werden. Auch er gibt sein Bestes. Ich arbeite immerhin an einem Staatsdenkmal, sagt er sich, da ist Nachlässigkeit bei Gott nicht erlaubt. Zum Beispiel bringt er den

Saum, durch den die Schnur zum Festbinden läuft, nicht einfach ganz unten durch Umschlagen des Stoffes an, sondern etwas höher, direkt unter dem Kinn, damit die Form des Denkmals erhalten bleibt und die Kohlmaske nicht verrutschen kann. Er schneidet extra noch einen Streifen aus, appliziert ihn an entsprechender Stelle, und natürlich werden die Kanten sauber vernäht. Nach der Anweisung von Jens bringt er außerdem unten an den Seiten je eine Schlaufe an, die man bequem über das Handgelenk ziehen kann. Am wichtigsten für den ästhetischen Gesamteindruck ist gewiss, dass er eben nicht einfach nur schnurgrade Nähte macht, sondern die oberen Ecken abrundet und zwar sowohl formgerecht als auch seitengleich. Man stelle sich bloß vor, er hätte die dran gelassen, das sähe ja aus wie ein Gepäckträger mit Korb auf einem Rennrad von Colnago und kommt nicht in Frage.

Es ist wirklich erstaunlich, wie ihnen alle möglichen Leute zugearbeitet haben, ohne es zu wissen: der Barkeeper Magister als Stichwortgeber, Kathrin Meister mit ihrem Bismarck-Referat, Ulrichs Mutter mit ihrer baumwollenen Erbschaft, Reiner und Geert mit ihrer Kletterausrüstung. Alles fliegt ihnen zu, sie müssen nur noch die Hände aufhalten, die Dinge zusammenbringen und ihnen dann ihre eigene Wendung geben.

Tags drauf spielt Kamerun gegen Kolumbien. Jeder, der noch einen Funken Anstand im Leib hat, ist in dieser WM für Kamerun. Dass endlich einmal eine Nation von den Verdammten dieser Erde bis in die K.o.-Runde hinein mitspielen darf, darauf hat man lange warten müssen. Aber jetzt ist es soweit. Es ist ein Samstag. Ab kurz vor Spielbeginn 17.00 Uhr ist die Stadt wie ausgestorben, als ob die Pest wüten würde. Die Straßen sind leer, aber die Fenster sind offen und alle Fernseher an. Hin und wieder hört man vielfaches und doch einstimmiges Stöhnen und Raunen. Jens Dikupps Tischlerei-Kollektiv lässt das Plenum WM-halber ausfallen und hat stattdessen einen Fernseher aufgestellt, aber dann schauen die meisten doch anderswo. Das wird auf dem nächsten Plenum eine Beschwerde geben, dass die Auswärts-Kucker das auch

vorher hätten ansagen können, dann hätte nämlich Hans-Jörg sich nicht die Mühe machen müssen, extra mit dem Auto den Fernseher hierher zu schaffen. Zwei Stunden vor dem Spiel jedenfalls treffen sich Jens und Ulrich bei Ulrich in der Ditmar-Koel-Straße, wo Jens endlich die Kohl-Karikatur auf den Sack malen darf. Er hat seine beste Zeichnung mitgebracht, auf die er stolz ist, hier, schau mal. Und Ulrich Held ist wirklich beeindruckt, Mensch Jens, du könntest glatt unter die Künstler gehen.

Danke. Und du unter die Schneider, dein Sack ist echte deutsche Wertarbeit.

Sie breiten ihn flach auf dem Boden aus, legen dick Zeitungspapier zwischen die zwei Stoffschichten und einen großzügigen Rand drumherum, damit nichts auf die Dielen kommt. Jens markiert zuerst mit dem Bleistift ein paar Striche für die Proportionen und lässt die birnenförmige Außenkontur des Gesichts entstehen. Dann klebt er alles außerhalb des Gesichts mit Malerkrepp ab. Ulrich Held sitzt auf dem Boden mit dem Rücken an die Wand angelehnt und schaut Jens Dikupp zu, während er ihm erzählt, was er Neues über Bismarck gelernt hat. Jens fragt ihn, was es eigentlich mit dieser Sozialversicherung auf sich habe, die man ihm so hoch anrechne? Vergiss es, Ulrich Held winkt ab, nicht mal wohlwollende Fachleute flechten ihm einen Kranz für seine Sozialpolitik. Erstens war es nicht so, dass es vorher keine Versicherungen gegeben hätte. Und zweitens, was für die Lebensbedingungen der Arbeiter viel gravierender war, hat er die Verbesserung des Arbeiterschutzes verhindert, obwohl alle Parteien des Reichstags das wollten.

Die Farbe aus den Sprühdosen riecht stark nach Verdünnung. Nachdem Jens zum letzten Mal auf den Sprühknopf gedrückt hat, stehen die beiden andächtig schweigend vor dem großen Werk. Das kann sich sehen lassen. Ganz der Kanzler. Es ist sogar noch besser geworden, als die beste Karikatur, die Jens auf einem Stück Papier gestern schon Ulrich gezeigt und heute noch einmal als Vorlage mitgebracht hat. Es ist wirklich tiptopp. Profikarikaturisten machen das auch nicht besser, manche sogar schlechter. Also gut, die Nase ist vielleicht nicht

hundertprozentig die Kanzlernase, aber das fällt kaum auf. Die leicht hängende Völle der dicken Backen zum Beispiel wirkt echt und ist überzeugend. Und man fragt sich, wie es Jens Dikupp bloß gelungen ist, den Kanzler so feist grinsen zu lassen. Der Mund ist gekonnt, das kann man anders nicht sagen. Das Beste an der Karikatur sind ohne Zweifel die Augen, in Wahrheit sind sie ein zufälliger Glückstreffer, so gut kann Jens nämlich auch wieder nicht zeichnen. „Ich und meine Freunde, wir werden euch fressen“, sagen diese Augen, und sie schauen in die Welt, als ob das würdig wäre und recht. Die Karikatur ist um ein Vielfaches besser geworden, als man vernünftigerweise hätte hoffen dürfen. Ulrich Held und Jens Dikupp werden richtig high davon, aber das liegt sicher auch an den Ausdünstungen der Farbe. Sie schlagen ein, sie loben und preisen einander und versichern sich, dass man es darunter wirklich nicht gemacht haben würde. Sie stellen sich die Karikatur auf dem Denkmal vor und in der Zeitung, und schließlich entscheiden sie, dass sie jetzt ein Bier verdient haben, oder zwei oder drei, und bis man das geholt hat, ist der Gestank aus dem Zimmer weg, und das Fußballspiel fängt an. Alles super. Könnte nicht besser sein. Jetzt muss nur noch Kamerun gewinnen.

Beim Abpfiff nach neunzig Minuten steht es immer noch null zu null. Es gibt eine Verlängerung. Ulrich Held steht auf, ich hab keine Lust mehr, ich geh spazieren. Kommst du mit?

Was'n jetzt los? Hastse nich mehr alle?

Kannst ja hier bleiben und kucken. Ich geh nur mal kurz um die Häuser.

Da spielt Kamerun im Achtelfinale, und Ulrich geht spazieren, wenn Verlängerung ist. Was der jetzt wieder will. Jens Dikupp hat im Augenblick keine Lust, über Ulrichs spinnerte Einfälle nachzudenken, er will Kamerun gewinnen sehen, sonst nichts. Er muss die Verlängerung alleine kucken, das ist zwar nicht so schön, aber dafür fallen drei Tore und Kamerun gewinnt, und wirklich allein ist er auch nicht, weil doch alle kucken und das Gejohle durch die offenen Fenster zu ihm herinkommt. Gleich nachdem die Verlängerung zu Ende ist, ist Ulrich wieder zurück.

Und, wer hat gewonnen?  
Kamerun. Wieso bist'n du überhaupt weg?  
Bisschen frische Luft schnappen.

Ulrich Held ist mit dem Rad gemütlich zur Balduintreppe gefahren und zwar über die Bernhard-Nocht-Straße. Unterwegs hat er frische Luft geschnappt. Der Treppenabsatz vor dem *Onkel Otto* ist leer gefegt. Immer lungern sonst ein paar Leute auf diesem Treppenabsatz herum, saufen und kiffen und sind faul, worin sich ihre Formen des Widerstands noch lange nicht erschöpfen, aber jetzt sitzen sie alle schön brav vor dem Fernseher. Die Bewohner der Hafestraße und ihre Freunde sind sehr für Kamerun, obwohl auch Kamerun eine Nation ist und sie ansonsten sehr vehement gegen jede Form von Nationalismus sind. Auf ihren Hausfassaden bekennen sie sich gar zu der Parole, dass die Grenzen nicht zwischen Nationen und Völkern verliefen, sondern zwischen oben und unten. Beim Fußball ist das natürlich etwas ganz anderes, und wer das nicht versteht, dem kann man es auch nicht erklären. In der 105. Spielminute kommt Ulrich Held auf dem Treppenabsatz vor der Kneipe an. Drinnen, die Fenster sind abgedunkelt, leuchtet das Spielfeldgrün. *Onkel Otto* ist rappelvoll und wird gerade eben totenstill. Roger Milla ist am Ball. Die Leute halten die Luft an. Das wird was. Man spürt es. Ulrich Held vor der Tür spürt es auch und nimmt seine Fernbedienung aus der Jackentasche. Man kann gerade noch Roger Milla zum eins zu null gegen Kolumbien ansetzen sehen, aber das eins zu null selbst sieht man nicht mehr, sondern ältere Damen und Kinder beim Basteln mit Filz. Es ist der Regionalsender N3 mit einer liebevoll gemachten Reportage über die „Aktiven Seniorinnen“ aus Oersdorf bei Kaltenkirchen, die das Schöne mit dem Nützlichen verbinden, indem sie Kinder von berufstätigen Eltern hüten, damit sich die Kinder nicht auf der Straße herumtreiben, solange die Eltern arbeiten müssen. Was in der Folge im *Onkel Otto* passiert, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem, was damals auf dem Politischen Aschermittwoch in Passau geschah. Der wichtigste Unterschied jedoch besteht in dem gravierenden Vorteil für Ulrich Held, dass er es von außen steuern kann und dabei

von niemandem bemerkt wird. Er kann gemütlich zu seinem Fahrrad oben an der Treppe zurückgehen, kann währenddessen noch einmal frische Luft schnappen und dann fährt er wieder nach Hause.

Wie jetzt frische Luft schnappen? Nun sag halt mal an, was los ist.

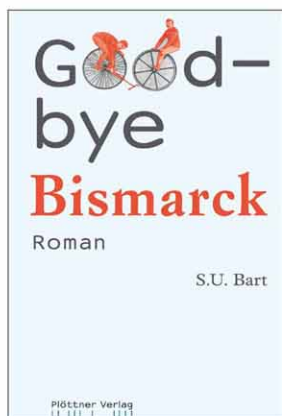
Ne gewalttätige Auseinandersetzung im *Onkel Otto*, sagt Ulrich Held, nö, nix, keine Faschos, keine Bullen, bloß WM-Patienten.

Wieso haun die sich jetzt, wo Kamerun gewonnen hat? Mann, muss ich dir jedes einzelne Wort aus der Nase ziehen?

Ich weiß es ja auch nicht so genau. Es soll da irgendwie ein technisches Problem gegeben haben, sagt Ulrich Held, nimmt die Fernbedienung aus der Jackentasche, schaltet den Fernseher ab und legt sie obenauf, also da war plötzlich das Spiel weg, und das auch noch genau in dem Moment, als es so aussah, als ob Roger Milla ein Tor schießen würde, und stattdessen war da N3 mit „Aktiven Seniorinnen“ oder so, und dann gings los mit der Keilerei. Ich hab noch jemand schreien gehört, dass das eine Aktion vom Verfassungsschutz sei.



## Stephanie Bart Goodbye Bismarck



Roman, 200 Seiten  
13 x 20 cm  
gebunden, ohne Schutzumschlag  
März 2009  
ISBN: 978-3-938442-62-3  
17,90 Euro

In Hamburg steht das größte Bismarckdenkmal der Welt. 35 Meter hoch, überragt es den Elbpark. Bismarck war der deutsche Überkanzler – bis Helmut Kohl kam. Zwei gewitzte Fahrradmonteure stört das Denkmal ungemein, sie planen eine Aktion, ein weithin sichtbares Statement: Sie wollen den Bismarck-Kopf mit einer Kohlmaske verhüllen.

Dieses wahre Ereignis steht im Zentrum des Romans „Goodbye Bismarck“. In zwei parallelen Erzählsträngen folgt die Erzählung auf der einen Seite den sympathischen „Tätern“ Ulrich Held und Jens Dikupp, und auf der anderen Seite, wie die Aktion entdeckt und am Ende entfernt wird. Eine zentrale Rolle spielt dabei der oberste Denkmalschützer der Hansestadt Erich Huld, den diese Aktion in einen inneren Konflikt stürzt: Kraft seines Amtes ist er für den Schutz des Denkmals zuständig, als Privatmensch hingegen ist er leidenschaftlicher Sammler „ephemerer Kunst“. Als Beamter verdammt er diese Aktion, als Privatmensch bewundert er sie. Ist das der Grund, weshalb die Maske zwei Wochen auf dem Bismarckdenkmal blieb?

In einem ganz eigenen Tonfall greift die Autorin eine ungewöhnliche Kunstaktion im Wendejahr 1990 auf und spiegelt somit den politischen Zustand der Republik zwischen Agonie und Aufbruch im Jahr eins nach dem Fall der Mauer. Eine Hommage an die Flüchtigkeit der Kunst, an das subversive Hamburger Milieu und zwei Schelme, die ihre Aktion akribisch planen wie einen Banküberfall.

**S. U. Bart** ist 1965 in Esslingen am Neckar geboren, gelernte Sparkassenkauffrau, M.A. Ethnologie und Politische Wissenschaften, verschiedenen Broterwerbstätigkeiten nachgegangen, zur Zeit Rikschafahrerin in Berlin. Zuletzt gewann sie den Tagesspiegel-Wettbewerb (Berlin) sowie das Stipendium des Landes Schleswig-Holstein im Kloster Cismar.

Autoren-Homepage:  
<http://www.s-u-bart.de/>



Plöttner Verlag



mehr Infos unter: [www.ploettner-verlag.de](http://www.ploettner-verlag.de)